

Die Nachbarschaft von Hochdeutsch und Mundart

Von Gerhard Storz

Diese beiden Spracharten werden oft von vornherein unter dem Gesichtspunkt des Wertes verglichen, wobei naturgemäß die Subjektivität des Empfindens den Ausschlag gibt, der objektive Sachverhalt aber zu kurz kommt. Diesen wollen wir uns im folgenden näher ansehen.

Zunächst wird zu sagen sein, daß das „hoch“ in „Hochdeutsch“ ursprünglich keinen steigernden Sinn hatte, kein Urteil über Qualität enthielt, sondern einen lediglich geographischen Hinweis gab, nämlich auf die örtliche Herkunft und das Verbreitungsgebiet dieser Sprache: auf die höher gelegene Region der Mitte und des Südens, also auf Ober- oder Hochdeutschland. Ihr wurde Norddeutschland als die niedriger gelegene gegenüber gestellt, so daß der genaue Gegenbegriff zu „hochdeutsch“ nicht etwa in der Mundart, sondern in „niederdeutsch“ erblickt wurde.

Das Hochdeutsche wurde schon im Mittelalter zur überregionalen Schriftsprache, zum Mittelhochdeutschen, und das gleiche geschah im Lauf der Neuzeit noch einmal, auf späterer Sprachstufe, mit dem Neuhochdeutschen. So kam es denn zu der immer noch geläufigen Gleichsetzung von „Hochdeutsch“ und „Schriftsprache“. Weil aber das Hochdeutsche seit geraumer Zeit keineswegs nur geschrieben oder gedruckt, sondern in wachsender Breite auch gesprochen wird, erfand man leidigerweise die ebenso unnötige wie törichte Bezeichnung „Hochsprache“. Denn erst in ihr erlangt das „hoch“ steigernden Sinn: Als „Hochsprache“ bezeichnet, erscheint die überregionale Sprache – mehr war und ist mit „hochdeutsch“ nicht gemeint – gegenüber den regionalen, den Mundarten, als die höhere, also richtigere oder gar schönere.

Vom Begriff der Schriftsprache kam man zu dem der Mundart, der in der Tat ein wesentliches Kennzeichen des Gemeinten trifft, nämlich die Beschränkung auf die Mündlichkeit. Wir verstehen jedoch nicht alles, was nur gesprochen, aber – normalerweise – nicht geschrieben oder gedruckt wird, als Mundart, beispielsweise nicht die Verformung des Hochdeutschen in der großstädtischen Umgangssprache oder in den Idiomen von Gruppen, die sich durch Umbenennung von einzelnen Dingen und Tätigkeiten von der Allgemeinheit absondern, – die Gruppensprachen, für die es im Deutschen kein genauer abgrenzendes Wort gibt: also Jargon, Argot, Slang. Für sie alle ist die überregionale Sprache, in unserem Fall also das Hochdeutsche, die Voraussetzung. Anders verhält es sich bei den Mundarten im strengen, eigentlichen Sinn, den Dialekten: Sie gehen auf eine ältere Sprachstufe als das Hochdeutsche zurück. So beschränken sie sich denn auch nicht auf die gegenüber dem Hochdeutschen veränderte Bezeichnung für gewisse Dinge und Tätigkeiten, sondern sie stellen ein je eigenes Sprachsystem dar. Der Dialekt hat also seine

eigene Grammatik: Er dekliniert und konjugiert teilweise anders als das Hochdeutsche, hat Besonderheiten im Satzbau und in der Wortstellung, vor allem aber in der Lautung. Zu jedem Dialekt gehört ein spezifischer Tonansatz, eine bestimmte Tonführung und Artikulation, die von der Sprechweise anderer Dialekte und in ihnen allen von der korrekten Aussprache des Hochdeutschen abweichen.

Die Dialekte sind deshalb wirkliche Sprachen, genauer gesagt Spätstufen der alten Stammessprachen der Baiern, der Franken, der Hessen, der Schwaben u. a. m. Diese Stammessprachen, regionale Ausprägungen des Westgermanischen, lebten lange ohne schriftliche Fixierung und Regulierung, auch ohne die Nachbarschaft mit einer einheimischen, die Stammesunterschiede übergreifenden Sprache: Die Schriftsprache neben ihnen war das Latein. Norm und Regeln – keine Sprache kann ohne sie Bestand haben – erhielten die Stammessprachen allein durch die gleiche Macht, welche in einem frühen Kulturstand einzelne Menschen in bergender und erhaltender Gemeinsamkeit zusammenhielt, – durch die *Sitte*, durch das „man“, das dem „ich“ in allen Lebensäußerungen, in Kleidung, Arbeitsweise, Tageseinteilung, voranging, also auch in der Sprache. Das wirkte bis in einen bestimmten, einzelnen Sprachausdruck hinein: An Stellen, an denen hochdeutsche Sprachgewöhnung zu „ich“ oder „wir“ neigt, erscheint in der Mundart, insbesondere im Hohenlohischen, ein „man“. Herkommen, Gewöhnung, Sitte konnten sich nur ausbilden, so große, prägende Kraft nur gewinnen und behalten im Gleichmaß und in der Beständigkeit eines seßhaften, am Jahreslauf der Natur orientierten Daseins, in der bäuerlichen Gemeinschaft des Dorfes. Seine Welt wird ausgesagt und dargestellt in der Mundart: Daraus erwächst ihre Lebensnähe, ihre Unmittelbarkeit, ihre eigentümliche Kräftigkeit überhaupt, aber auch ihre Grenze. In einen anderen, städtisch gewordenen Lebenskreis kann sie nur mit Hilfe von Übernahmen und Übersetzungen aus der dort schon geläufigen Sprache übergreifen, und das bedeutet, daß sie unrein, auch unsicher wird und unecht wirkt. Schließlich wird die Mundart zur bloßen Umlautung des Hochdeutschen. Das genuine Schwäbisch beispielsweise verwandelt sich in städtischer Umwelt entweder zum „feineren“ Honoratiorenschwäbisch oder zu einer auftrumpfenden Vulgarität, die aus Opposition gegen wohlstandige Bürgerlichkeit oder aus Trachten nach komödiantischem Effekt den natürlich-sachlichen Ausdruck der Mundart zum Unflätigen hin übertreibt.

Beiderlei Verunstaltungen sind – immer noch, vorläufig noch – dem auf dem Land Aufgewachsenen, seiner noch nachwirkenden Einwurzelung in einem noch so ziemlich unvermischten Schwäbisch ein Greuel. Deshalb wird er es vorziehen, mit schwäbischen Städtern nicht anders zu sprechen als mit Nichtschwaben, nämlich hochdeutsch. Freilich muß das dann in der gleichen Reinheit geschehen, die der Unmutige für die Mundart verlangt. Er hätte also in sich die Zweisprachigkeit auszubilden, die man an den eingesessenen Bewohnern von Bern, Zürich, Basel beobachten kann: So alemannisch sie untereinander

reden, so sprechen sie, je nach dem Partner, plötzlich ein korrektes, reines Hochdeutsch, in welchem nur die einheimische Lautung anklingt. Noch weiter ist die Zweisprachigkeit der Elsässer ausgebildet, reicht sie doch sogar bis in die so verschiedene Lautung des Alemannischen und Französischen hinein.

Zweisprachigkeit dieser Art kommt zweifellos der Reinheit, auch dem Fortbestand der Mundart sehr zu statten. Aber auch sie wird auf die Dauer die fortschreitende Annäherung des Dialekts an die überregionale Sprache, die der modernen Daseinsperspektive entspricht, nicht aufhalten können. Sind doch neue Umstände im Spiel, mit denen das Studium der Sprachentwicklung vordem nicht zu rechnen brauchte: Rundfunk und Fernsehen bringen es mit sich, daß die überregionale Sprache, in unserem Fall das Hochdeutsche, nicht mehr wie ehemals nur gelesen, sondern auch *gehört* wird und dies tagtäglich von jedermann, selbst im Einödhof. Doch abgesehen davon, – wie in allem Lebendigen, so steckt auch in der Sprache der Trieb oder der Zwang zur Veränderung, mag man sie nun als Verbesserung oder als Verkümmern betrachten. In den einzelnen Sprechern wirkt er als unbewußtes Verlangen nach Anpassung – entweder an eine Mehrheit oder aber an eine Minderheit, der höhere Geltung zugesprochen wird. So nimmt beispielsweise die Rede des schwäbischen Gastwirts ostwärts von Neu-Ulm, in dem nach den schwäbischen Bewohnern benannten bayrischen Regierungsbezirk, ganz von selbst bairische Tönung an, wenn er glaubt, es mit einem „Fremden von Distinktion“ zu tun zu haben. Denn Bairisch erscheint ihm als die vornehmere Sprache, ist es doch die von München und der von dorthin gekommenen Notablen seines Marktflückens. Derlei geht also ohne äußere, etwa behördliche Anregung vor sich, sondern in der Freiwilligkeit, vielleicht sogar in der Automatik der Angleichung.

Man kann die unaufhaltbare Entwicklung der Zivilisation als Unheil betrachten, besser wird man es nicht tun um des Lebens willen, das eben auch wir in der uns zugemessenen Zeit zu bestehen haben. Auch die Sprachentwicklung, die Annäherung der Mundart an die überregionale Sprache, sollte man nicht für einen Degenerationsprozeß halten. Erweisen sich doch gewisse Unterschiede, auf die sich Streiter für die Mundart gern berufen, bei genauerem Zusehen als nicht ganz so deutlich, als nicht ganz so dauerhaft, wie es zunächst scheint: Für die Mundart wird die gewissermaßen natürliche, gegen das Hochdeutsche die künstliche Herkunft ins Feld geführt, der Mundart rechnet man eben die Mündlichkeit hoch an, während man das Hochdeutsche auf seine genuine Schriftlichkeit fixiert. Aber wie steht es damit in Wahrheit? Der Überregionalität des Hochdeutschen ging, ich sagte es schon, eine solche bereits im Mittelalter voraus, das Mittelhochdeutsche, das schwerlich des künstlichen Erzeugtseins verdächtig sein wird. Hinter dieser mittelalterlichen Schrift- und Literatursprache stand die Annäherung zweier Stammessprachen aneinander, des Fränkischen und des Schwäbischen, die sich an Fürstenhöfen in politisch dominantem Gebiet ergeben haben mochte: Sie wurde zum Organon für die Dichter, das ihnen erlaubte, Anregung vom Ausland her in einheimischer

Sprache und eigener Gestaltung zu verwirklichen. Auch das Neuhochdeutsche ist nicht wie ein Esperanto konstruiert worden: Seine Grundlage war die Sprache der kaiserlichen Kanzlei in Prag, der kursächsischen Kanzlei in Meißen. Aber diese Schriftsprachen waren ja nicht aus Sprachlaboratorien gekommen, sondern aus gesprochener Sprache, einer Spätstufe des Mittelhochdeutschen, dort mit bairischen, hier mit ostfränkischen Elementen. In die Schriftsprache ist also von Anfang an und von Grund auf gesprochene Sprache eingegangen, als geschriebene und gelesene wurde sie in allmählichem Fortgang hier gelockert, dort gestrammt und dies nicht nur, auch keineswegs entscheidend, von Kanzlisten und Juristen, sondern vorwiegend von Schriftstellern, Dichtern, Sprachmeistern wie Luther: Von ihm bis zu Wieland und den Klassikern von Weimar ist das Hochdeutsche immer näher an die Unmittelbarkeit des Empfindens, an das Unterscheiden des Denkens herangebracht worden. Man sollte sich denn wohl davor hüten, die Sprache als lebensfern, verstandeskalt, seicht abzuwerten, in der, um nur einen einzigen zu nennen, Mörike gedichtet hat. Und weiter: Wie lange ist es doch schon her, daß hochdeutsch gesprochen und gehört, keineswegs nur geschrieben und gelesen wird, gesprochen nicht nur in der Kirche, der Schule, vor Gericht, im Parlament, sondern auch im privaten Zirkel am Kaffeetisch, im noch privateren auf der Bank im abendlichen Park.

Zu bedenken ist endlich, daß es allein die Nachbarschaft von Mundart und Hochdeutsch war und ist, der wir Dialektdichtung verdanken: Sie setzte ein am Ende des 18. Jahrhunderts, als Hochdeutsch zur europäisch gültigen Literatursprache geworden war. Dieser Zeitpunkt ist nicht zufällig. Denn erst aus dem Nebeneinander einer literarischen und einer illiterarischen Sprache gewann und gewinnt Mundartdichtung ihren spezifischen und bezwingenden Reiz. Darüber ist in Schillers Essay „Über naive und sentimentalische Dichtung“ Aufschlußreiches nachzulesen, wengleich dort von Dialektgedichten selbst, auch von denen des J.P. Hebel, nicht die Rede ist. Vielleicht hätte sie Schiller als Beispiel für sentimentalische Dichtung in naiver Gestalt herangezogen, wenn er sie gekannt hätte: Sie erschienen erst gute fünf Jahre nach jener Schrift Schillers.

Die Situation kann aber auch umgekehrt liegen: Die sehr schweizerischen Geschichten von Seldwyla, das eine, ganz und gar schwäbische Erzeugnis Mörikes, das Stuttgarter Huzelmännlein, sind in reinem, blühendem Hochdeutsch geschrieben. Ihren Zauber gewinnen beide Dichtungen sicherlich nicht zuletzt davon, daß der Leser von einigem Sprachsinn das Alemannische hier bei Keller, das Schwäbische dort bei Mörike gleichsam als zweite Stimme neben der ersten, der literarischen Sprache, mithört. Kurzum, die Nachbarschaft zwischen Mundart und Hochdeutsch ist nicht nur Ergebnis einer unvermeidlichen, unaufhaltbaren Entwicklung, sondern sie hat auch ihr Gutes und davon gar nicht so wenig.